

Leseprobe

Ausgewählte Kapitel

**„Trainer zwischen den Welten“
Bernd Stange**

I

„Kannst du dir vorstellen, den Irak zu trainieren?“

2. Juli 2002 – Der Fußballtrainer Bernd Stange aus Jena ist seit über 9 Monaten arbeitslos. Sein letzter Vertrag als Nationalcoach des Oman wurde nach 8 Wochen gekündigt. Zuvor hatte der ehemalige DDR-Nationaltrainer, der 1993 auch in der Bundesliga mit dem VfB Leipzig präsent war, exotische Stationen durchlaufen. In der Ukraine und in Australien hatte er großen Erfolg, den zu Hause allerdings kaum jemand bemerkte. 1995, Stange war Sportdirektor bei Hertha BSC, wurden seine Stasikontakte während der DDR-Zeit öffentlich. Seitdem galt der arbeitslose Trainer Stange in Deutschland „nicht mehr vermittelbar“.

Es gab in diesem Sommer keinen Rasen in der Kernbergstraße, vermutlich keinen Rasen in ganz Jena, der gepflegter war als der des Hauses Stange. Aber der Hausherr, der den Rasenmäher in den Schuppen gestellt hatte und nun sein Tagwerk begutachtete, fühlte dennoch keine wirkliche Freude aufkommen. Es gibt Menschen, die Gartenarbeit hassen, die, wenn der Anblick von in Büscheln wuchernden Grases und von Blumenbeeten, in denen man vor lauter Unkraut die Blumen suchen muss, widerwillig zum Mäher und zur Forke greifen, um das nicht mehr Aufschiebbare zu tun. Bernd Stange gehört nicht zu diesen Menschen. Er liebt die Gartenarbeit. Er findet Entspannung und Freude darin, seine Pflanzen zu pflegen. Zumindest war das all die Jahre so gewesen, als er viel zu wenig Zeit hatte. Nach wochenlangen Reisen mit seinen Mannschaften hatte er oft, wenn er nach Hause kam, erst den Rasen gemäht, bevor er sich an seinen Wohnzimmertisch setzen und seiner Familie erzählen konnte, was ihm widerfahren war in der letzten Zeit. Martin, sein älterer Sohn hatte ihm einmal scherzhaft gesagt, dass er nur auf den Tag warte, oder besser auf die Nacht, in der sein Vater in den Garten ginge, um die edlen Halme bei Mondschein mit frischem Quellwasser zu besprenkeln, weil das ihrem Wachstum förderlich sein würde. Das war ein Scherz, ganz klar. Aber wie allen Scherzen haftete auch diesem ein Hauch Wahrheit an.

Der Rasen sah besser aus als der im Wembley. Die Rosensträucher waren frisch beschnitten. Die Terrasse gefegt. Alles war perfekt. Nein, da hinten in der Ecke könnte man noch einmal mit der Harke drübergehen. Als er auch das getan hatte, stützte er das Kinn auf das Ende des hölzernen Stiels seines Gartenwerkzeugs und blickte hinunter ins Tal. Jena. Seine Wahlheimat. Seine Heimat seit über 30 Jahren. Das Ernst-Abbé-Sportfeld, deren Flutlichtmasten neben dem gläsernen Intershop-Tower das Stadtbild bestimmen, hatte bessere Zeiten gesehen. So wie er. Europapokalspiele hatte er dort auf der Bank erlebt, Hans Meyer neben ihm, Legenden waren dort geboren worden, ganz Europa sprach vom FC Carl Zeiss. 30 Jahre war das her.

Es gab nichts mehr zu tun im Garten. Warum sehnt sich der Mensch immer nach dem, was er nicht hat? Wie oft hatte er sich in die Ruhe und Beschaulichkeit der Jenaer Provinz gewünscht, wenn er gestresst in Berlin, Buenos Aires oder Bern Spiele, PR-Termine, Trainingslager und Tagungen besucht hatte. Wie gern hätte er manchmal zu Hause seinen Rasen mähen wollen. Wie oft hatte ihm Dorothea, seine Frau, mit missbilligendem Blick – sie hatte gerade das Essen fertig – das Telefon gegeben, ein Journalist wartete, aus dem 5-Minuten-Interview wurde eine Stunde und seine Familie hatte ohne ihn gegessen. Wie sehr hatte sein Leben als Fußballtrainer zu familiären Problemen geführt? Wie viel mehr Zeit hätte er in den letzten 30 Jahren für seinen Rasen haben wollen?

Und jetzt lehnte er immer noch auf dem Stiel der Harke, besah seinen Garten, in dem es nichts mehr zu tun gab, und fragte sich, was ihm eigentlich fehlte. Gartenarbeit war es nicht, davon hatte er in den letzten neun Monaten genug gehabt. Die Nachbarn machten sich schon lustig über ihn, der jeden zweiten Tag mit dem Mäher spazieren ging.

Natürlich gibt es nur eines, was fehlt, dachte er, und das ist der Job.

Ich bin 54 Jahre alt.

Ich hatte meine Chancen.

Ich war Nationaltrainer.

Ich habe kurz nach der Wende einen Westverein trainiert.

Ich habe in der 1. Bundesliga trainiert, auch wenn Leipzig nur eine Momentaufnahme war.

Ich hatte in der Ukraine Erfolg.

Ich war in Australien ein Gott.

Der Oman war ein gut bezahltes Missverständnis.

Und nun?

Die deutschen Vereinspräsidenten hatten ihn nicht mehr auf der Rechnung. Durch die Ukraine, Australien und den Oman war ein Exot geworden, die ostdeutsche Antwort auf Rudi Gutendorf. Die glaubten, er habe den Kontakt zum deutschen Profifußball lange verloren. Diese Ahnungslosen! Aber auf Deutschland brauchte er nicht mehr zu bauen. Matthias Sammer und Falco Götz machten als Neu-Trainer gerade in der Bundesliga Schlagzeilen – Jungs, die er als Teenager gekannt hatte. Seine Zeit war abgelaufen.

Aber ich bin doch viel zu jung, um mich dauerhaft meinem Garten widmen zu können!

Bernd Stange stützte sein Kinn immer noch auf den Stiel der Harke. Ich bin 54, dachte er. Und sie haben mich einfach vergessen.

Klar, schuld ist die Stasi-Geschichte. Nach der Stasi-Sache war der deutsche Markt tot für mich. Ich werde hier nie wieder einen Fuß auf den Boden kriegen, nie wieder.

Aber was fange ich mit meinem Leben an? Ich bin erst 54, ich habe noch viel zu geben, ich habe noch so viel Potential, Erfahrung, Reife! Ich kann doch nicht bis zum Ende Rasen mähen!

Als er seinen Blick vom Tal abwendete, nach oben auf die Gipfel der Berge schaute, dachte er an Georg Buschner. Der wohnte dort, nicht weit entfernt von ihm. Vielleicht der beste Trainer, den die DDR in ihrer kurzen Geschichte hervorgebracht hat. Aber nach seiner Entlassung 1981 war er wie tot – er hatte es nie verwinden können. Eine solche Koriphäe, der hätte nach der Wende Jobs ohne Ende haben können, dachte Stange, und er hat es einfach nicht mehr geschafft. Oder nicht mehr gewollt. Sicher, für Werder Bremen durfte Buschner noch ein paar Spielerbeobachtungen machen. Wahrscheinlich hat er 4.000 Mark dafür bekommen. Lächerlich für einen wie ihn! Er war der Beste! Aber seine Zeit war einfach vorbei.

Bernd Stange hatte jetzt kein gutes Gefühl, als er auf seinen gepflegten Rasen sah – auch seine Zeit war offensichtlich vorbei. Das Leben ist nun einmal kein Wunschkonzert, sagte er sich, und du hast in deinem Leben mehr erlebt als viele andere zusammen, also sei dankbar und demütig! Aber es fiel so verdammt schwer! 54 Jahre, noch so viele Pläne, Ziele, Visionen, Hoffnungen – aber es blieb nur der Garten. Rasen mähen und Rosen schneiden. Und eine Familie, die überhaupt nicht damit klar kam, dass der Mann, der immer weg war, plötzlich permanent zu Hause das Regime führte.

Er würde das Angebot aus Kasachstan wohl annehmen müssen.

Kasachstan! Wie furchtbar! Eine Mannschaft ohne Perspektive. Ein Leben ohne Freude. Noch schlimmer als damals in der Ukraine. Aber immerhin ein Job! Er würde es machen. Vor zwei Tagen war er nach Berlin gefahren und hatte sich das Visum abgeholt.

„Bernd! Telefon!“, rief Dorle und legte das Handy auf den Terrassentisch.

Die Chefs aus Kasachstan drängten auf ein Jawort des deutschen Trainers. Sie würden es wohl sein, und – er hatte keine Wahl mehr – er würde ihnen jetzt zusagen. Der DFB hatte ihn zur Ausbildung kasachischer Trainer nach Alma-Ata geschickt, weil Stange perfekt russisch sprach. Kurz darauf kam das Angebot des Verbandes.

Früher hatten Beckenbauer, Rehhagel, Hoeneß bei ihm zu Hause angerufen, diverse Journalisten, täglich – diese Zeit war vorbei. Niemand interessierte sich mehr für ihn außer dem Fußballverband von Kasachstan.

„Hallo! Mohammed Hamida hier!“

„Mohammed! Wie geht's dir? Das ist ja eine Überraschung!“

„Gut, danke! Bernd, mein Freund, wie geht es dir? Bist du in deinem Garten?“

„Äh, nein, ich habe zu tun. Du weißt ja, Kasachstan. Und der DFB...“

Mohammed Hamida ignorierte Kasachstan. Er war ein Freund von Stange, und spätestens nach dessen Engagement als Nationaltrainer des Oman 2001, den Hamida vermittelt hatte, war er so etwas wie der Berater und Interessenvertreter im arabischen Raum. Er hatte diverse Trainingslager organisiert, Spieler vermittelt, Kontakte hergestellt. Sie kannten sich so lange, dass eine Freundschaft entstanden war. Hamidas Sportmarketing-Agentur CSI mit Sitz in Dubai machte gute Geschäfte. Der arabische Ehemann einer Deutschen hatte lange hier gelebt, sprach Stanges Muttersprache perfekt, und – vor allem – war er keiner der typischen Blender in diesem Geschäft. Mohammed Hamida verstand sein Handwerk, und auf sein Wort konnte man sich verlassen.

„Bernd, kannst du dir vorstellen, den Irak zu trainieren?“

„Den Irak – das ist nicht dein Ernst, oder?“

Natürlich würde Mohammed niemals Scherze in einer Vertragsangelegenheit machen, aber die Überraschung des Moments war größer als die objektive Wahrnehmung.

„Doch, natürlich ist das mein Ernst. Hussein Said hat mich kontaktiert, und ich habe hier ein

konkretes Angebot für dich. Sie wollen dich. Unbedingt!“

IRAK!

Irak?

Ein großer dunkler Fleck tat sich auf in Stanges Hirn, als er am Telefon überlegte, was dieses Angebot zu bedeuten hatte. Diktatur. Saddam. Die Spieler waren sicher alle Militärangehörige. Eine WM hatten die gespielt, 1986, ein Tor geschossen, in der Vorrunde ausgeschieden, natürlich. Bagdad.

„Hussein Said, musst du wissen, Bernd, ist der große Mann im irakischen Fußball. Der ist so wie Beckenbauer in Deutschland. Ohne den läuft gar nichts dort. Und er will dich! Nach dem Oman-Spiel hat er mich ein paar Mal angerufen, und jetzt ist es konkret, Bernd. Das ist eine große Chance! Wenn du dir vorstellen kannst, dort Nationaltrainer zu werden, will er dich anrufen. Was soll ich ihm sagen, Bernd?“

„Er soll mich anrufen.“

VIII

„Sie werden den Irak nie wieder betreten!“

Deutschland, Februar/März 2003 – Stange ist zurück in Deutschland. Die politische Ungewissheit in dieser Zeit ist für ihn auch eine persönliche. Er weiß nicht, ob er jemals in den Irak zurückkehren wird. Der DFB hilft ihm, die offiziellen vertraglichen Belange zu klären. In der Zentrale des Fußballbundes wird Stange erstmals auch mit Medienberichten über die Folterungen konfrontiert. Die Weltöffentlichkeit hat sich auf breiter Front gegen den Krieg positioniert, und der Trainer glaubt immer noch fest daran, dass die Koalition nicht losschlagen wird. Stange ist in der Friedensbewegung aktiv, vor allem nutzt er seine Rolle als öffentliche Person, um seine Haltung gegen den Krieg publik zu machen. Der Nationaltrainer des Irak ist als einer der wenigen Deutschen mit Vor-Ort-Erfahrung in den Medien ein gefragter Mann.

Auf dem Flug von Wien nach Leipzig hatte er alle deutschen Zeitungen gelesen, die er bekommen konnte. Die Sportseiten waren dabei nebensächlich.

Am 14. Februar, als er in Amman auf sein Ticket gewartet hatte, irgendeins nach Europa, egal wohin, war der zweite Bericht der UN-Inspektoren erschienen. Hans Blix und Mohamed El Baradei hatten keine Beweise für Massenvernichtungswaffen gefunden. Wasser auf die Mühlen der Kriegsgegner. Ein Jungbrunnen für das alte Europa! Aber würde es etwas nutzen?

Dorle umarmte ihren Mann lange, als er zu Hause im Kernbergviertel ankam. Im Eingangsbereich hing das in Australien berühmte Panoramafoto vom Grand Final 2000. Glory days!, dachte Stange. Es war gut wieder zu Hause zu sein. Aber wie lange? Vielleicht für immer?

„Die Redaktion von Gysi und Späth hat angerufen“, sagte Dorle. „Die würden dich gern am Montag in der Sendung haben. Geht um den Irak-Krieg.“

„Noch ist ja Frieden“, antwortete Stange. „Ich rufe die morgen zurück. Ich muss mich erst mal beim DFB melden.“

Zu Georg Behlau, dem Referenten des Generalsekretärs, hatte Stange ein gutes Verhältnis. Der junge Funktionär aus Frankfurt versprach, sich um die wichtigsten Dinge zu kümmern. Mit der Infrastruktur des größten Sportverbandes der Welt ging das leichter als vom Kernbergviertel aus. Die FIFA und der Asiatische Verband mussten über Stanges Abreise aus dem Irak informiert werden, es war zu klären, ob der Vertrag noch Gültigkeit hatte und wie der Status im Kriegsfall sein würde. Stange war froh, dass der DFB ihn in dieser Situation nicht allein ließ und nahm eine Einladung nach Frankfurt gern an.

Horst R. Schmitt, der Generalsekretär, hatte ihn zu dem Gespräch gebeten. Georg Behlau war dabei und Pressesprecher Harald Stenger. Den kannte Stange schon lange – 1986, bei der Fußball-WM in Mexiko, hatte Stenger als Reporter der Frankfurter Rundschau ein Interview mit dem DDR-Nationaltrainer gemacht.

„Es gibt da Berichte, die uns Sorgen machen, Herr Stange“, sagte der Generalsekretär, nachdem alle wichtigen vertraglichen Fragen besprochen waren. „Englische Medien haben veröffentlicht, dass die Fußballer im Irak nach Niederlagen und schlechten Leistungen gefoltert wurden. Und das wohl regelmäßig. Es sind sehr detaillierte Schilderungen. Saddams Sohn Uday soll dafür der Hauptverantwortliche sein. Haben Sie davon im Irak etwas mitbekommen?“

Stange musste nicht lange überlegen, um mit „nein“ zu antworten. Das einzige Mal, dass er überhaupt von Folterungen gehört hatte, war im ersten Gespräch nach dem Vertragsangebot gewesen, als sein Sohn Martin das aus den Internet gezogen hatte. Damals hielt er es für einen üblen Scherz oder Propaganda. Aber wenn jetzt die Times und die BBC, seriöse Medien, darüber berichteten, konnte es nicht ganz frei von Wahrheit sein.

„Ich habe nicht das geringste davon im Irak mitbekommen“, sagte Stange, nachdem er die Berichte gelesen hatte. „Ich habe ja noch nicht einmal Uday überhaupt gesehen. Auch meine Spieler machten nicht den Eindruck, als ob sie unter solch einem enormen Druck stehen würden.“ Stange überlegte, wie mit diesem Thema umzugehen sei. Vorsicht war sicher angebracht, denn man konnte auch nicht ausschließen, dass jedes Wort in den englischen Zeitungen stimmte. „In dieser Diktatur, die komplett von Saddam beherrscht wird, ist wahrscheinlich alles möglich“, sagte er. „Aber wenn ich kurz aus meiner eigenen direkten Erfahrung sprechen darf – ich kann das aus diesem Blickwinkel absolut nicht nachvollziehen. Hier steht zum Beispiel, dass Spieler, die Elfmeter verschossen haben, ausgepeitscht wurden. Wenn ich meine Olympiajungs gefragt habe, wer im Spiel die Elferschützen sein wollen, dann haben sich immer sechs oder acht Spieler

gemeldet. Die waren ganz heiß darauf. Das wären die doch nicht bei solchen Strafen, oder?“

Diese Frage konnte niemand beantworten in der Runde beim DFB.

„Wir wollten Ihnen diese Entwicklung bloß mitteilen“, sagte Horst R. Schmitt, „damit Sie vorbereitet sind, falls die Presse anrufen sollte.“

„Danke“, sagte Stange, und er grübelte, als er die DFB-Zentrale in der Frankfurter Otto-Fleck-Schneise verließ, in sein Auto stieg und heim nach Jena fuhr. Er hatte für sich persönlich ein reines Gewissen, was diese möglichen Folterungen betraf. Aber es schien sie doch gegeben zu haben. Vermutlich früher, vielleicht in den achtziger Jahren, wer wusste das schon. Aber auf jedem Fall in dem Verband, in dem er jetzt Cheftrainer war. Stange schämte sich dafür.

Ein paar Tage später, er saß in der Bahn-Lounge auf dem Leipziger Hauptbahnhof, interessierte sich niemand für die irakischen Fußballer und ihre Geschichte. Gregor Gysi und Lothar Späth hatten in der MDR-Talkshow, die ihren Namen trug, den drohenden Krieg zum Thema gemacht. Stange war, natürlich, als Kriegsgegner eingeladen, ein Vertreter des amerikanischen Aspen-Instituts, war selbstverständlich dafür. Friedrich Schorlemmer, der Pfarrer aus der DDR-Bürgerrechtsbewegung, war selbstredend für den Frieden. Gysi auch. Späth wusste es nicht so recht. Jedenfalls ließ er sich nicht festnageln. Das hatte er mit seiner Parteispitze gemein in dieser Zeit. Stange schilderte die Situation in Bagdad, die Auswirkungen des Embargos auf das Alltagsleben der Menschen und die Folgen, die ein Krieg seiner Meinung nach haben würde. Die Amerikaner kamen nicht gut dabei weg. „Noch haben wir ja überhaupt keinen Krieg begonnen“, stellte der Mann vom Aspen-Institut trocken fest.

„Johannes, grüß dich!“, sagte Stange am Telefon. „Geht's dir gut? War das okay für deine Sendung, was wir da aus Dubai gemacht haben?“

Die Redaktion von „Gysi und Späth“ war nicht die einzige, die in der Zeit vor dem Kriegsbeginn auf der Suche nach Talkshowgästen, die Erfahrungen mit dem Irak haben, auf Bernd Stange kam. Johannes B. Kerner kannte ihn noch aus seiner Anfangszeit beim Sender Freies Berlin. Als junger Journalist hatte sich Kerner seine ersten Sporen beim Hauptstadtfunk verdient. Stange war damals Trainer von Hertha BSC.

In Dubai hatten sie schon ein Schaltgespräch für die Kerner-Show aufgezeichnet. Es waren gute, fundierte, objektive Fragen, fand Stange. Er hatte Vertrauen zu Johannes. Die Einladung, nun, da er in Deutschland war, als Gast ins Studio zu kommen, nahm er gern an.

Die Ministerin Renate Schmidt, mit ihm in dieser Runde, kannte er natürlich. Vom anderen Gast, einem in Deutschland lebenden Exil-Iraker, hatte er noch nie etwas gehört. Als sein Fernsehstudiosessel sich plötzlich in eine Anklagebank verwandelte, brauchte Stange einige Zeit um die Situation zu realisieren.

„Sie sind ein Diener der Diktatur Saddams!“, erregte sich der Exiliraker. „Am Geld, das Sie von Saddam bekommen, klebt das Blut unschuldiger irakischer Kinder!“ Stange war zunächst völlig sprachlos über diese Anschuldigungen. „Und ich sage Ihnen eins, Herr Stange: Die Leute im Irak hassen Sie! Und wenn Saddam entmachtet und unser Land frei ist, werden Sie den Irak nie wieder betreten.“

Stange verteidigte sich und wies die Anschuldigungen scharf zurück.

Die Ministerin war auf der Seite des Exil-Irakers.

Kerner freute sich. Er hatte eine ziemlich spektakuläre Sendung hingelegt.

„Ich hab die Schnauze voll, Dorle“, fluchte ein frustrierter Bernd Stange, als er nach Hause kam. „Ich wusste überhaupt nicht, was da auf mich zukommt, habe mich gar nicht darauf vorbereiten können. Das reicht mir! Ich mache das Handy aus und sage gar nichts mehr!“

Die Johannes-B.-Kerner-Show, die Stange als große Niederlage empfand, sollte sich später als Sieg entpuppen. Denn die Prophezeiungen des Exil-Irakers erfüllten sich nicht. Stange ging zurück in den Irak, und die Menschen dort hassten ihn nicht. Im Gegenteil. Sogar tausende Exil-Iraker sollten ihn feiern während der Testspiele, die er mit der Nationalmannschaft im Herbst in Deutschland bestritt. Bevor es so weit war, hatte Stange im März 2003 aber sehr viel Zeit. Das Handy blieb nur ein paar Tage ausgeschaltet. Zunehmend wollten auch ausländische Fernsehstationen Beiträge über den deutschen Trainer des Irak senden. Die BBC kam nach Jena, France 2 und das niederländische Fernsehen. Und meist wollten die TV-Leute besinnliche, nachdenkliche Bilder drehen, unten im Tal, im Ernst Abbeé-Sportfeld, wo Stanges Trainerkarriere vor über 30 Jahren begonnen hatte.

„Sensationell, was der alles gewusst hat!“

Deutschland, März 2003 – Zu Hause in Jena hat Bernd Stange zwischen seinen Auftritten viel Zeit. Die nutzt er auch, um alte Freundschaften zu pflegen. Nach den Monaten in Bagdad kann Stange wieder einmal seine Freunde bei der Fußballrunde am Mittwochabend wiedersehen. Auf einem Nebenplatz des Ernst-Abbeé-Sportfelds kicken die ehemaligen Weltklassespieler, die mit dem FC Carl Zeiss viele Titel errungen haben. Stange wurde zu Beginn der Saison 1971/72 Co-Trainer dieser erfolgreichen Mannschaft. Ein Aufsehen erregender Beschluss der Clubführung, denn Hans Meyer und Bernd Stange waren das mit Abstand jüngste Trainerduo aller Zeiten in der Oberliga. Eberhard „Matz“ Vogel, einer der besten Spieler der DDR-Fußballgeschichte, war Mitglied in diesem Team. Der 74fache Nationalspieler hält den Rekord der „ewigen Bestenliste“ des Deutschen Fußballverbandes: 440mal spielte er in der DDR-Oberliga. Matz Vogel erinnert sich an Bernd Stanges Anfangsjahre in Jena.

Ich bin 1970 nach Jena gekommen, der Schorsch Buschner hatte mich geholt. Wir hatten noch ein erfolgreiches Jahr, sind Meister geworden, und als der Schorsch dann nur noch die Nationalmannschaft trainieren sollte, sind Hans Meyer und Bernd Stange eingestiegen.

Für den Bernd war das nicht so einfach, das ist klar. Wir waren eine gestandene Truppe, hatten zehn Nationalspieler, und Bernd war gerade mal 23, jünger als die meisten von uns. Und er hatte nie gespielt! Der Hans war ja wenigstens in der Oberligamannschaft gewesen. Er hat zwar nicht oft gespielt, aber war doch jahrelang dabei. Bernd kam frisch von der DHfK*, und dann zu unserer Truppe. Da war es nicht so leicht, sich Respekt zu verschaffen.

Wir kannten ihn schon, als er Co-Trainer wurde, weil er im Jahr davor die Junioren trainiert hat. Da war er erfolgreich, hat gute Arbeit gemacht. Als ich ihn kennen lernte, fuhr er in unserem Mannschaftsbus mit nach Berlin. Da haben wir ihn ein bisschen veralbert. An der Einflugschneise vom Flughafen Schönefeld waren so rote Lichter auf den Hausdächern, damit die Piloten wussten, dass da Häuser stehen. Kannten wir natürlich, waren ja ...zimal geflogen. Und da haben wir gesagt: „Mensch, guckt mal, was ist denn das? Was haben die denn da für rote Dinger auf den Häusern?“ Bernd hat uns das dann ganz genau erklärt, und als er fertig war, haben wir gelacht wie die Verrückten. Er war halt noch jung und unerfahren damals, und Fußballer sind ja auch manchmal Schweinehunde. Aber er hat das nicht krumm genommen. Bernd war ein lustiger Geselle und vor allem einer, der was drauf hat.

Was in dieser Zeit schon ganz deutlich zu sehen war, ist, dass der Bernd seine fehlende Erfahrung durch sein Wissen ausgeglichen hat. Und durch Engagement. Das war schon sensationell, was der alles gewusst hat. Und der hat sich gekümmert, nie was vergessen, dachte an alles. Der war damals schon der typische Manager für mich. Sensationell! Und so hat er sich Respekt verschafft bei uns. Der Bernd war hier ganz schnell integriert.

In den ersten Jahren vom Hans und vom Bernd waren wir zweimal Pokalsieger und dreimal Vizemeister. Im Prinzip hätten wir zwei von diesen drei Meisterschaften holen müssen. Aber es waren halt gute Truppen damals in der Oberliga, die Magdeburger mit Streich, der immer seine Tore gemacht hat, Dresden mit Dörner und Kreische. Da konnte schon jeder jeden schlagen. Und wir haben´s in den entscheidenden Momenten eben nicht geschafft, wir, die Spieler. Ich denke, da kann man den beiden jungen Trainer keine Schuld geben.

Die Politik spielte keine Hauptrolle damals für uns als Fußballer, aber sie war schon immer irgendwie ein Thema. Auf den Reisen in den Westen gab es eigentlich nie Probleme, wir waren ja durch den Europacup und die Nationalmannschaft ständig unterwegs, da hätten wir immer wegbleiben können. Es ist auch niemand mitgefahren, der auf uns aufpassen sollte – jedenfalls wussten wir das nicht. Der Parteisekretär vom Club, der Geschäftsführer, solche Leute waren immer dabei. Aber man musste schon ein wenig vorsichtig sein. Als die beiden Hallenser geflüchtet waren, Nachtweih und Pahl, da wurde in der Mannschaft natürlich darüber diskutiert. Wir sind damals nach Kaiserslautern gefahren zu einem internationalen Vergleich – Freundschaftsspiel durfte das ja nicht heißen. Wir waren im Hotel, und wer kam an? Nachtweih. Da musste man aufpassen, konnte nicht einfach so mit dem sprechen. Durfte man nicht. Wir haben uns dann abends in einer Kneipe getroffen. Ist nie rausgekommen. Aber man musste schon vorsichtig sein.

Später ist Jörg Berger weg, der ja auch mal bei uns war, relativ kurz. Aber zu dem haben wir keinen Kontakt mehr gehabt, als er im Westen war.

„Hochzeitsmarsch in Moll“

DDR, 1970 bis 1980 – Im Sommer 1971 wird Bernd Stange Co-Trainer von Hans Meyer beim FC Carl Zeiss Jena. Es ist eine der DDR-Spitzenmannschaften, die ständig im Europacup präsent ist. In den nächsten fünf Jahren sammelt Stange viele der wichtigsten Erfahrungen in seinem Leben: er macht sich einen Namen als Trainer, gründet eine Familie, er bekommt einen Reisepass und darf in den Westen fahren, seine beiden Söhne werden geboren, er findet Freunde, von denen einige noch heute in seinem Leben sind. In der DDR übernimmt Erich Honecker das Zepter des Staatsoberhauptes von Walter Ulbricht. Die Schlussakte von Helsinki wird unterzeichnet. Das Ministerium für Staatssicherheit wirbt Stange als „Inoffiziellen Mitarbeiter“ (IM) an. Zwei Hochzeitsfeiern in dieser Zeit haben für Stanges Leben schicksalhafte Bedeutung, positiv wie negativ. Beide Male wird er inmitten der Feierlichkeiten abgeholt, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Der 22. März 1975 war ein guter Tag, daran konnte es keinen Zweifel geben. Das Wetter war schön und die Stimmung festlich. 1975 würde ein bedeutendes Jahr werden! Er würde zum ersten Mal eine Meisterschale in der Hand halten. Schließlich war der FC Carl Zeiss bisher das dominierende Team der Oberliga. Nur eine Niederlage in der Hinrunde, und jetzt, zehn Spiele vor Schluss führte man die Tabelle an. Wenn auch nur mit einem Punkt vor Magdeburg. Und der Pokalsieg war auch noch drin! Ein Sieg gegen Dresden mit zwei Toren Unterschied, dann stand Jena im Finale.

„Wollen Sie, Bernd Stange, die hier anwesende Dorothea Rauscher zu Ihrer gesetzlich angetrauten Ehefrau nehmen?“

„Ja, ich will!“

Es war sein Glücksjahr! Vor einer Woche hatte er seinen 27. Geburtstag gefeiert. Am Tag darauf hatten sie in Dresden 1:3 verloren. Aber es war nur das Hinspiel im Pokal-Halbfinale, das konnten sie noch umbiegen. Dann würde er zum ersten Mal mit einem Ehering am Finger neben Hans auf der Bank sitzen.

Die junge, schöne Frau neben ihm trug ein weißes Kleid und einen Schleier. In wenigen Minuten würde sie seinen Namen tragen. Und im Sommer würde sie ihm ein Kind schenken. Welch ein Jahr!

Im Studentenclub „Rose“ hatte er sie kennengelernt. Die Zeiss-Spieler gingen regelmäßig dorthin, meist nach den Heimspielen am Samstagabend. Er war schon Co-Trainer und hatte sich angeschlossen. Dorle war ihm gleich aufgefallen. Aber da er eigentlich nicht tanzte und er sie, inmitten ihrer Freundinnen stehend, schlecht ohne Aufforderung ansprechen konnte, hatte es einige Stunden gedauert, bis er den Mut fand. Die Mädels hatten den in regelmäßigen Abständen um ihre Gruppe herum streunenden jungen Mann natürlich bemerkt – nur, an welcher von ihnen er Interesse hatte, das blieb den gesamten Abend über Gegenstand weiblicher Spekulationen. Bis er Dorle um einen Tanz bat. Es war der vorletzte des Abends. Jugendtanzveranstaltungen, wie die Discos in der DDR offiziell hießen, endeten zwischen Mitternacht und ein Uhr, da gab es keine Diskussionen und keine unternehmerischen Freiheiten. Licht an, Leute raus, Feierabend. So war es auch diesmal, aber immerhin hatten sie schon getanzt. Er war Co-Trainer bei Carl Zeiss. Aber ob das wohl stimmen mochte, dachte Dorle, denn sie hatte noch nie etwas von ihm gehört.

Am nächsten Tag waren sie verabredet. Allerdings erst um 17 Uhr. Dorle hatte schon um zwei Schluss, aber Bernd musste zu einem Spiel. Kurz vor 18 Uhr betraten sie seine Einraumwohnung am Saalbahnhof. Dorle war ein wenig aufgeregt. Als Bernd Minuten später den Fernseher angeschaltet hatte und fasziniert ein Spiel der Handball-WM verfolgte, fühlte sie sich zunächst wie im falschen Film. Die versteckte Kamera gab es damals noch nicht. Dann ging sie, und der Fall war für sie erledigt.

Aber Bernd ließ nicht locker. Ihr fußballverrückter Bruder auch nicht. Der fand es toll, dass sie jemanden aus dem inneren Kreis des FC Carl Zeiss kannte. Dorle ließ sich umwerben, und sie schätzte an ihrem künftigen Mann einiges – seine blonden, lockigen Haare zum Beispiel gefielen ihr sehr, die Art, wie er sich kleidete, vor allem aber, dass er aufmerksam war, höflich und reif, trotz seiner jungen Jahre. Bernd hatte Tugenden, die untypisch waren für seine Generation und sein Alter. Nach drei Monaten sagte sie „ja“.

Und nun, zwei Jahre später, stand sie hier, vor dem Standesbeamten, und sagte noch einmal „ja“. Sie waren Mann und Frau. Sie würden bald ein Kind haben. Sie mussten nicht mehr lange in Bernds Einraumwohnung leben.

Nur die Familienmitglieder waren bei der Trauung im Standesamt des Jenaer Rathauses dabei. Alle Freundinnen und Kumpels, Spieler von Carl Zeiss, Trainer und Bekannte hatten zwei Tage zuvor im Südviertel die ganze Nacht hindurch gepoltert.

Sie küssten sich und tauschten die Ringe. Die Frauen weinten, die Männer versuchten es zu überspielen, die Musik setzte ein, und sie waren glücklich. Dorle drehte sich strahlend um und sah ihre Mutter in Tränen aufgelöst. Sie hatte Bernd von Anfang an gemocht. Der perfekte Schwiegersohn! Wenige Tage, nachdem Dorle ihrer Mutter erzählt hatte, dass sie schwanger sei, stand Bernd mit einem Strauß Blumen an der Tür und hielt bei Else Rauscher um die Hand ihrer Tochter an. Dorle war 21 und hatte die glücklichste Mutter der Welt.

Die Hochzeit sollte eigentlich im Sommer stattfinden, in der Fußballpause, mit viel Zeit für eine schöne Hochzeitsreise. Doch die Schwangerschaft brachte einiges durcheinander. Sie freuten sich beide total auf das Kind. Und Bernds Eltern lag sehr daran, dass es von seiner Geburt an den ehelichen Namen Stange tragen würde. Jetzt gab es ein Zeitproblem. Der 25. März war der einer der ganz wenigen spielfreien Samstage der DDR-Oberliga in dieser Saison. Die Rückspiele des Halbfinals im FDGB*-Pokal standen an, und es war gut möglich, dass Bernd ein freies Wochenende hatte, sollte sich der FC Carl Zeiss schon früh aus dem Wettbewerb verabschieden. Aber Irmscher, Vogel, Weise und Co. waren einfach zu gut...

Sie hatten eine wunderschöne Hochzeitstafel im Restaurant „Fuchsturm“, oben auf den Bergen, und die war noch lange nicht aufgelöst, als sich die Tür öffnete und Hans Meyer eintrat. Er gratulierte der Braut und dem Bräutigam und sagte: „Auf geht's, Bernd! Wir müssen!“

Sie saßen in Hans Meyers Wagen und fuhren zum Stadion. „Wir sind ja nicht lange weg“, sagte Hans als er merkte, dass sein Assistent noch nicht ganz bei der Sache war. Meyer fuhr das beste Auto, das damals in der DDR für Normalsterbliche zu bekommen war. Einen grauen Lada. Gute Autos hatten Tradition in Jena, schon seit der Ära Georg Buschner. Allerdings fuhr man da nicht Lada, sondern Polski FIAT. Die Polen hatten – wie auch immer sie daran gekommen waren – eine Lizenz von FIAT erhalten und ein Auto gebaut, das aussah, als ob es aus Italien kam. Es war im Osten zwar zu bekommen, aber so teuer, dass es sich kaum jemand leisten konnte. Bei Carl Zeiss sah das etwas anders aus – hier wurde mehr bezahlt als in anderen Mannschaften. Den Spielern, Trainern und Funktionären ging es noch besser, als den ohnehin schon privilegierten DDR-Fußballern. An den Autos war das visuell zu erkennen. Die Truppe aus Jena hieß bei den Insidern nur die „FIAT-Mannschaft“.

Stanges Euphorie, die er noch vor dem Standesbeamten gespürt hatte, verflüchtigte sich zusehends. Vielleicht würde das ja heute auch schief gehen. Ein 1:3 aufzuholen, gegen diese Truppe, das war nicht so leicht. Aber Hans strahlte wie immer Selbstbewusstsein aus und Optimismus. Das würde schon klappen.

20.000 Zuschauer warteten im voll besetzten Ernst-Abbeé-Sportfeld auf den Anpfiff. Die Dresdner standen selbstbewusst wie immer auf dem Platz in ihren gelben Trikots. Wenn Adolf Prokop, der Schiedsrichter aus Erfurt, anpfeifen würde, führten sie schon mit 3:1. Und sie hatten ein gutes Team! Dörner, Weber, Wätzlich, Häfner, Schade, Heidler – viel besser ging es nicht! Prokop piff pünktlich um 14 Uhr an.

Eine Viertelstunde später verließ Walter Stange, Bernds Vater, unauffällig die Hochzeitstafel.

„Sagt mal, Männer“, fragte er die beiden Kellner am Tresen, „habt ihr Radio an?“

„Klar. Warum?“

„Mein Sohn hat Pokalspiel heute, und ich konnte nicht mitgehen.“ Er deutete auf die Hochzeitsgesellschaft, die um die Ecke im Gastraum feierte. „Wie steht's denn?“

„0:0.“ Einer der Kellner drehte das Radio lauter.

„Freistoß für Jena“, meldete sich der Radioreporter aus dem Stadion. „Der FC Carl Zeiss hat dynamisch begonnen hier im weiten Rund des Ernst-Abbeé-Sportfelds zu Füßen der Kernberge, und jetzt, nach 15 Minuten hat die Mannschaft eine gute Möglichkeit. Freistoß von halbrechts, kurz vor dem Strafraum. Harald Irmscher hat sich den Ball zurecht gelegt, er bringt das Leder hoch hinein, Dresden wehrt ab durch Ganzera, und Tor für Jena! 1:0 für Carl Zeiss! Es war Lothar Kurbjuweit, der Nationalspieler, mit einem fulminanten Kopfstoß aus vollem Lauf hat er Ganzeras versuchte Kopfballabwehr in die Maschen des Dresdner Tores gewuchtet! Keine Chance hatte da der gute Claus Boden, der Torwächter der Dynamos. 1:0 in der 16. Spielminute, jetzt ist alles wieder offen! Nur noch ein Tor brauchen die Jenaer, dann stehen sie im Finale des FDGB-Pokals.“

Walter Stange jubelte am Tresen des Fuchsturms.

Sein Sohn jubelte im Stadion, neben Hans Meyer auf der Bank.

Regelmäßig, alle paar Minuten verließ Vater Stange den Platz an der Tafel neben seiner Frau

Brigitta, um die Jungs am Tresen nach dem Spielstand zu fragen. Zeiss war in der ersten Hälfte drückend überlegen, Weise und Kurbjuweit spielten überragend. In der zweiten Hälfte kamen die Dresdner besser organisiert aus der Kabine. Dennoch legte Irmscher einen Eckball genau auf den Kopf von Vogel, doch der verfehlte das Tor um Zentimeter. Nach 92 Minuten piff Prokop ab. 1:0 gewonnen. Doch manchmal sind auch Siege Niederlagen. Dresden stand im Pokalfinale.

In Hans Meyers Lada fuhren sie zurück zum Fuchsturm, zur Hochzeitstafel. Es war Zeit zum Abendessen. Stange trug wieder seinen grauen Anzug, den Dorle ihm, zusammen mit einer Freundin, in Weimar gekauft hatte, weil ihm die Zeit fehlte. Er war enttäuscht.

„Komm, Bernd, Kopf hoch!“, sagte Meyer. „Wir haben diese, ich sag mal Elitetruppe ganz klar beherrscht und sie auch geschlagen. Nur nicht hoch genug. Diesen Kopfball da in der zweiten Halbzeit, den macht der Matz sonst mit 40 Fieber und im Schlaf. Heute nicht, Bernd! Aber das wirft uns nicht um!“

Die Worte seines Chefs trösteten Stange, aber die Enttäuschung blieb trotzdem da. Das Pokalfinale war verpasst! Gleich in ihrer ersten Saison, 1971/72, waren sie in der Meisterschaft nur Vierter geworden, hatten aber in einem überlegen geführten Finale gegen Dynamo Dresden den Pokal geholt. Der Titelverteidiger war entthront! Dynamo hatte Geyer, Sammer, Kreische, die alten Strategen, und Dörner, den kommenden Mann im DDR-Fußball. Aber sie hatten gewonnen. Hans und er waren das jüngste Trainergespann in der Geschichte des DDR-Fußballs und ließen es gleich richtig krachen. Pokalsieger! Die Bronzetrophäe des FDGB war zwar an Hässlichkeit kaum zu überbieten, aber wen interessierte das schon? Ein unbeschreibliches Gefühl, diesen Cup vor 35.000 Fans im Zentralstadion** zu schwenken. Zwei Jahre zuvor war er noch Student an der DHfK gewesen. Und mit seiner Arbeit hatte er auch Anteil an diesem Titel, wenn er auch kein Tor geschossen hatte. Letztes Jahr, kurz vor der Weltmeisterschaft gab es Pokalsieg Nummer zwei. Wieder gegen Dresden. Diesmal waren die Dynamos klar besser, aber Jena hatte sie in der Verlängerung niedergekämpft. Ein Sieg des Willens, der Moral. Das war für ihn als Trainer fast noch schöner gewesen. Jörg Berger, sein Freund und Kollege, war auch mit dabei. Jubelnd hatten sie sich in den Armen gelegen. Doch, er konnte zufrieden sein mit dem, was er bisher erreicht hatte. Privat sowieso, heute, an seinem Hochzeitstag. Aber beruflich auch.

Es war nicht leicht, sich durchzusetzen in dieser Mannschaft. Alles Stars, die meisten älter als er, prominent in der DDR, wohlhabend. Und plötzlich kam Bernd Stange, der Student, der ein halbes Jahr die Junioren trainiert hatte, und war hinter Hans der zweite Mann. Und der Hans war ja auch erst 28! Seine erste Trainerstation als Chef, ein Jahr war er Assistent unter Buschner gewesen. Als Spieler auch kein Großer. Und dann diese Truppe mit den alten, abgewichsten Nationalspielern.

Vor Peter Ducke hatte er am meisten Respekt gehabt. Dem eilte sein Ruf voraus. Der „schwarze Peter“! Den kann kein Trainer der Welt in den Griff kriegen, das hatte man schon gehört. Aber mit Ducke hatte es erstaunlicherweise so gut wie nie Probleme gegeben. Einmal, Ende 1973 war das, musste Hans Meyer zu einem Lehrgang an die DHfK, und er selbst war für eine Woche der verantwortliche Trainer. Am Samstag spielten sie ausgerechnet gegen Dynamo Dresden. Auswärts. In der Nacht vor dem Spiel war Ducke unterwegs, traf sich in Dresden mit Kumpels. Um drei Uhr war er immer noch nicht im Hotel. Was macht man in solch einer Situation? Blanke Opposition. Vereinsschädigendes Verhalten. Rücksichtslos gegenüber dem Mannschaftskollektiv. Stange saß in der Lobby, wartete auf Ducke und schwankte lange zwischen Verbannung aus dem Kader, Aussprache vor der Mannschaft oder schlafen gehen. Er entschied sich für das letztere, tat so, als hätte er den nächtlichen Ausflug des schwarzen Peter gar nicht bemerkt, und sagte am nächsten Morgen beim Frühstück kein Wort dazu. Am Nachmittag, vor 30.000 gegnerischen Fans, die Ducke wegen seiner exponierten, provozierenden Spielweise hassten, hatte Stange alles richtig gemacht. Sein Kapitän, der trotz aller Eskapaden schon immer ein Vollprofi war, der nicht rauchte und nie zu viel trank, schoss Dynamo im Alleingang ab. Auswärtssieg in Dresden! Stange und Ducke sprachen nie wieder über jene Nacht. Sie sind heute noch Freunde.

Mit Harald Irmscher war es da schon komplizierter gewesen. Manchmal zumindest. Der war auch ein Vollprofi, aber mit seinem Hang zur Perfektion umzugehen, das machte oft Probleme. Irmscher war der Elegante, dem nie ein Stockfehler unterlief, der nie einen Ball prallen ließ. Seine Hose war immer weiß, auch nach einem Spiel auf schlammigen Rasen. Er wurde „Sir“ genannt, lange vor Erich Ribbeck. Und wenn der große Irmscher sah, dass ein junger Spieler einen Ball nicht stoppen konnte oder eine Flanke zu dicht vor das Tor schlug, dann gab es Theater auf dem Platz, er machte die Spieler an, wurde laut. Stange hatte immer das Gefühl, die Jungs schützen zu müssen. Schließlich konnte nicht alle Leistungen wie Irmscher bringen, der WM und Olympia gespielt hatte. Zwangsläufig gab es Konfrontationen, zumal auch Stange selbst oft in Frage gestellt wurde.

In der ersten Saison, im Wintertrainingslager, eskalierte die Situation. Die Spieler waren am Vorabend in den Dorfkrug eingekehrt, und offensichtlich hatte es ihnen dort gut gefallen. Als sie am nächsten Morgen unausgeschlafen zum Frühstück antreten, danach die Laufschuhe mit den Spikes anziehen mussten und aus Stanges Mund das Wort „Grundlagenausdauer“ hörten, fingen die ersten an zu murren. Harald war einer von ihnen. Als die Truppe dann die Laufstrecke sah, einen steil bergan verlaufenden Waldweg, der hintereinander 400, 600 und 800m lang im Sprint absolviert werden sollte, brach eine offene Meuterei aus. Irmischer war der Wortführer. Die Strecke, die der Co-Trainer da ausgewählt habe, sei so schlecht, da mache man sich die Knochen kaputt. Nicht mit ihm! Keinen Schritt gehe er da rauf. Stange spürte instinktiv, dass er einen ganz wichtigen Moment in seiner noch jungen Trainerkarriere erlebte. Würde er jetzt nachgeben, hatte er für immer verloren. Also musste Irmischer unter Androhung aller Konsequenzen gezwungen werden zu laufen. Und er lief. Und die anderen mit ihm. Eine Woche lang hatten sie danach kein Wort gewechselt. Aber dann war es gut. Irgendwie mochte er diesen Menschen trotzdem. Er war ein kritischer Geist, aber kein notorischer Nörgler. Er stellte sich auch vor die Mannschaft und lobte das Training, wenn Meyer und Stange sich etwas Besonderes einfallen ließen. Und oft sagte Irmischer dem zwei Jahre jüngeren Co-Trainer, er solle doch ab und an härter sein, konsequenter, den Spielern mal richtig die Meinung sagen. Ausgerechnet er selbst war das Opfer, als Stange diesen Rat umsetzte. „Harald, du hast gespielt wie ein Waschlappen!“, wurde er vor versammelter Mannschaft abgekanzelt, nachdem er in einem Spiel ungefähr alle Zweikämpfe verloren hatte. Irmischer war irritiert, so kannte er Stange gar nicht, aber insgeheim zog er doch den Hut. Das war die Konsequenz, die er gemeint hatte, und die durfte auch vor den Stars im Team nicht halt machen.

Hans Meyer saß neben ihm am Lenkrad und fuhr den Lada in Richtung Fuchsturm, zur Hochzeitstafel. Dorle würde sicherlich schon ungeduldig warten.

„Wir werden jetzt trotzdem erst mal auf deine Hochzeit anstoßen, Bernd“, sagte Meyer. „Den Tag heute lässt du dir nicht vermiesen.“

Es ist großartig, der Assistent und Partner von einem wie Hans zu sein, dachte Stange. Meyer hatte ihn ausgewählt, als er die Mannschaft übernahm, ihn, den jungen Burschen, der gerade mal ein halbes Jahr die Junioren trainierte, nicht die gestandenen Trainer bei Carl Zeiss. Und er ließ nie den Chef raushängen. Auf ihrer Position waren sie beide unerfahren, und sie lernten miteinander, zogen immer am gleichen Strang, waren fast nie verschiedener Meinung. Akribische, fachlich hochwertige Arbeit, das war die einzige Chance, sich bei diesen Spitzenspielern Respekt zu verschaffen. Das wussten sie beide und gingen so ihre Arbeit an. Es hatte funktioniert! Nicht immer natürlich. Ab und an waren Hans und er abends unglücklich gewesen über Fehler, die sie gemacht hatten, oder wenn es mal wieder Stress mit einem der Stars gegeben hatte. Aber sie hatten es geschafft. Carl Zeiss Jena war eine Spitzenmannschaft, spielte im Europacup, hatte mit ihnen zwei Pokalsiege geholt und stellte die halbe DDR-Nationalmannschaft. Wobei letzteres eher Georg Buschner zu verdanken war.

„Da sind wir, Bernd“, sagte Meyer und machte den Motor aus. „Jetzt feiern wir ein bisschen, was?“

Die Hochzeitsgesellschaft saß noch lange beisammen, mit den beiden Siegern, die doch als Verlierer zurückgekommen waren. „Am Ende wurde es kein Jubelchor mit Pauken und Trompeten, viel eher ein Hochzeitsmarsch in Moll“, schrieb Horst Friedemann am Montag im Deutschen Sportecho***.

Jena sollte auch in dieser Saison nicht Meister werden – die Magdeburger zogen in den letzten Spielen noch vorbei.

Fünf Jahre später, Stange hatte den FC Carl Zeiss verlassen und war Trainer beim Deutschen Fußballverband der DDR, wurde wieder Hochzeit gefeiert. Ulrich Oevermann, der Libero der Jenaer Mannschaft, hatte in den Landgasthof Possendorf geladen. Die Stimmung war prächtig, viele ehemalige und aktuelle Spieler waren dabei, und gegen 23 Uhr ging die Party auf ihren Höhepunkt zu. Zwei Männer betraten den Saal und forderten Bernd Stange auf, sie zu begleiten. In einem Barkas fuhren sie nach Jena, in die Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit.

„Genosse Stange“, sagte der ältere der beiden Tschekisten****, „Jörg Berger hat sich über Belgrad aus der Deutschen Demokratischen Republik abgesetzt. Was weißt du darüber?“

Stange war geschockt. Er war mit Berger, der früher auch Assistententrainer in Jena war und jetzt die B-Auswahl des Verbandes betreute, eng befreundet. Vor kurzem hatten sie noch in Leipzig im Café Kiew zusammengesessen. Jörg philosophierte ein wenig über das Leben – man bekomme nur eine Chance im Leben, und die müsse man nutzen. Eigendorf und Pahl, die beiden geflüchteten

Spieler aus Halle, hätten das getan. Stange dachte nicht einmal entfernt daran, dass sein Freund dasselbe vorhaben könnte.

Die Stasi-Leute nahmen ihm ab, dass er nicht in die Fluchtpläne eingeweiht war. „Wir gehen davon aus, Genosse Stange, dass du dich nach der Republikflucht des Berger klar positionierst. Und wir brauchen deine Mitarbeit.“

„Welche Mitarbeit denn?“

„Wir brauchen eine Schriftprobe des Verräters.“

* FDGB – Freier Deutscher Gewerkschaftsbund; in der DDR ließ im Gegensatz zur Bundesrepublik nicht der Fußballverband, sondern die Gewerkschaft den nationalen Pokal ausspielen

** Zentralstadion – Nationalstadion der DDR in Leipzig; das Fassungsvermögen des größten deutschen Stadions betrug bei der Eröffnung 1956 110.000, nach dem Umbau in den 70er Jahren noch 95.000 Zuschauer

*** Deutsches Sportecho – von 1947 bis 1991 die einzige täglich (montags bis freitags) erscheinende Sportzeitung im deutschsprachigen Raum

****Tschekist – Bezeichnung für einen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (in Anlehnung an den sowjetischen Geheimdienst Tscheka)

„Im Fußball läuft es wie im Kindergarten“

DDR, 70er Jahre – Hans Meyer übernimmt die Oberliga-Mannschaft des FC Carl Zeiss Jena von der Trainerlegende Georg Buschner. Er ist der jüngste Oberligatrainer aller Zeiten. Und er muss einiges tun, um seine Position zu stärken. Er trennt sich von Spieler-Denkmalern wie Roland Ducke, er entlässt Buschners Co-Trainer Fritz Zerrgiebel und holt dafür den völlig unerfahrenen 23jährigen Bernd Stange. Hans Meyer erinnert sich an seine Anfangsjahre.

Ich habe die Mannschaft 1971 von Georg Buschner übernommen und war mit 28 Jahren noch sehr jung. Ich kann mir schon vorstellen, dass der Schorsch, der im sportlichen Bereich bei uns absolut unantastbar war, seine Nachfolge auch aus einem gewissen egozentrischen Verhalten heraus geregelt hat. Unter dem Motto: Ich schau mir mal an, was der junge Meyer, ein mittelmäßiger Fußballer, da jetzt mit meiner Mannschaft macht. Möglicherweise mit dem Kalkül, ihn im Nachhinein noch ein wenig mehr glänzen zu lassen. Ich habe den Schorsch, nachdem ich Cheftrainer war, nicht ein einziges Mal angerufen und um Rat gefragt. Das hat er mir 100prozentig übel genommen, obwohl er 's mir nie gesagt hat. Im Nachhinein war das sicher ein wenig dumm von mir, es gab da schon genug Situationen, wo man den Rat eines Älteren hätte brauchen können. Aber ich habe ihn nicht angerufen. Du fängst da als junger Mann an und willst nichts von deiner Eigenständigkeit verlieren, und dann überziehst du ein bisschen. Obwohl ich ihn nie gefragt habe – ich halte viel vom Schorsch! Er war ein ganz scharf denkender, guter Psychologe – wenn auch manchmal im demagogischen Sinne. Von seiner Motivation, da konnte man unheimlich viel lernen. Von der Technik her weniger oder von taktischen Trainingsformen, da war er nicht so bewandert. Aber ich habe ihn schon sehr geschätzt. Ich weiß aber auch, dass wir von der Wesensart sehr unterschiedlich waren.

Im Fußball, da läuft es so wie im Kindergarten. Nur der Starke ist der Anerkannte. Im Fußball heißt das nicht der körperlich Starke, sondern der gute Fußballer. Und in dieser Hierarchie stand ich ganz weit unten, und es war schon außergewöhnlich, dass ich diese Mannschaft übernahm. Und dann noch mit dem Bernd! Fritz Zerrgiebel, den alten Assi vom Buschner, hatte ich rausgehauen. Er hatte Fußballsachverstand, war eine Seele von Mensch, aber ohne jeden Stand bei der Mannschaft. Dem haben sie Senf in die Mütze geschmiert und gelacht, als er sie aufgesetzt hat. Das war lustig! Er war ohne jegliche Anerkennung und Durchsetzungskraft. Das konnte ich mir in meiner Position gar nicht erlauben.

Und dann saß der glorreiche Schorsch Buschner auf der Tribüne im Abbeé-Sportfeld und sagte hämisch: „Von hier oben schaue ich mir jetzt den Untergang Jenas an.“

Ich weiß, dass die Spieler von damals immer sagen, sie hätten's uns leicht gemacht. Das haben sie nicht. Aber Bernd und ich hätten das nie packen können, wenn die Mannschaft vom Schorsch nicht so zusammengestellt und geformt worden wäre, auch mit Zwangsführung. Die Mannschaft hat das manchmal gar nicht mitbekommen, wie sie funktionierte auf dem Platz, wenn einer dem anderen auf die Schnauze gehauen hat, wenn was nicht stimmte. Ich persönlich behaupte im Nachhinein, die hätten ein oder anderthalb Jahr keinen Trainer gebraucht.

Als ich Cheftrainer wurde, habe ich mir den Bernd als Assistenten ausgesucht. Das hängt damit zusammen, dass ich nie ein Mensch war, der sich künstlich überhöht hat. Ich wusste, dass Bernd ein junger Bursche ist, der sich seine Autorität erst noch erarbeiten muss. Aber ich war mir sicher, dass ihm niemals jemand Senf in die Mütze schmieren würde. Und ich wusste auch, dass ich bei allen konzeptionellen Dinge eine konstruktive Unterstützung haben würde. Wir haben sehr gut und freundschaftlich und loyal zusammengearbeitet. Der Bernd ist von seinem intellektuellen Anspruch ja eher einer, der dir ein wenig Konkurrenz machen könnte. Aber ich wollte keinen Gegenpol zu mir, keinen schwachen Co-Trainer, einen, der dich im Grunde immer machen lässt. Es ist doch kein Zufall, dass neben dem Bernd einige meiner besten Freunde meine Assistenten waren, in Chemnitz oder in Holland. Es war immer ein richtig gutes Verhältnis. Wenn ich gemerkt hätte, das funktioniert nicht, dann hätte ich mir das nicht angetan. Aber nicht wegen meiner Eitelkeit, sondern weil die Arbeit darunter gelitten hätte.

Dreimal sind wir Vizemeister geworden. Und im zweiten Jahr, ganz klar hätten wir da den Titel holen müssen. Ich weiß, dass die Spieler heute sagen, es war ihre Schuld und nicht die der Trainer. Das ehrt sie sehr, aber es war nicht so. Dieser Titel geht klar auf uns Trainer, also auf mich. Wir haben die Jungs im Konditionstrainingslager tot gemacht. Das war methodisch von mir und vom Bernd einfach falsch. Die Jungs waren so platt, und ehe wir das nach ein paar Spieltagen gemerkt haben, war die Krähe schon tot. Diese Meisterschaft geht auf unsere Kappe.

Bernd ist im Grunde seines Herzens immer ein sehr guter Mensch gewesen, eher weich und

nachgiebig. Deshalb dachte ich auch immer, dass er ein guter Funktionär oder später Manager werden würde, in einer Führungsposition – aber Trainer einer Leistungsmannschaft? Das hätte ich nicht geglaubt, weil du da auch mal Schweinehund sein musst, und das kann der Bernd gar nicht. Ich glaube übrigens, dass der Jörg Berger da genauso ist.

IX

„Wir werden niemals okkupiert!“

Deutschland, März bis Juni 2003 – Der März ist kein guter Monat für George W. Bush. Der Präsident der USA, dessen Vater den ersten Golfkrieg führte, hat bei seinem Vorhaben, Saddam Hussein zu entmachten, wenige Mitstreiter, aber viele Gegner. Am 1. März müssen Bushs Krieger ihre strategischen Pläne ändern: Die von der türkischen Regierung zugesagte Stationierung von 65.000 US-Soldaten nahe der irakischen Grenze wird vom Parlament des NATO-Landes abgelehnt. Ein Einmarsch aus dem Norden ist damit nicht möglich.

Am 5. März lobt UN-Inspekteur Hans Blix die vom Irak begonnene Vernichtung der „Al-Samud-2“-Raketen. Das sei reale Abrüstung. Fünf Tage später kündigen Frankreich und Russland ihr Veto gegen eine neue Resolution der USA im Sicherheitsrat an, die den Krieg legitimieren soll. George W. Bush trifft sich mit dem englischen Premierminister Tony Blair und dessen spanischen Kollegen Jose Maria Aznar auf den Azoren zum Krisengipfel. Die „Koalition der Willigen“ hält an ihren Plänen fest. Einen Tag danach, am 17. März 2003, ziehen die USA ihren Resolutionsentwurf im UN-Sicherheitsrat zurück. Bush fordert Saddam auf, den Irak binnen 48 Stunden zu verlassen, ansonsten würde der Krieg beginnen. Um zwei Uhr nachts mitteleuropäischer Zeit am 20. März läuft das Ultimatum ab. Eineinhalb Stunden später treffen die ersten Raketen Bagdad.

Die Welt schaut gebannt auf den Irak, zumeist auf CNN. Auch Bernd Stange, der den Ausbruch des Krieges in seinem Haus in Jena vor dem Fernseher erlebt.

Jetzt hatten sie es also getan. Was er fühlte in diesen Momenten, den Krieg live auf CNN verfolgend, war schwer zu beschreiben. Die Empörung über den Angriffskrieg, der offensichtlich gegen jedes Völkerrecht verstieß, hatte er in den letzten Wochen schon fast aufgebraucht, als er in Interviews oder Fernsehstudios argumentierte. Überraschung fühlte selbst er, der bis zuletzt an den Frieden geglaubt hatte, nicht mehr. Insofern waren die ersten Raketen in der Nacht, die einen von Saddams Palästen trafen, nicht mal mehr ein Schockerlebnis. Es war wohl eher ein Gefühl der Ohnmacht, des Unfassbaren, des Unwirklichen. Die CNN-Kameras zeigten Bagdad, und Reporter erläuterten die Detonationen – welcher Stadtteil war getroffen, welches Ministerium stand dort (beziehungsweise: stand dort jetzt nicht mehr). Die ganze Welt hatte gewusst, dass Bush nach Ablauf des Ultimatus losschlagen würde. Aber einen Krieg live im Fernsehen zu erleben, war dennoch unwirklich, irgendwie pervers. Und natürlich schaute man trotzdem hin.

Eingebettete Journalisten, die mediale Neuerung dieses Krieges, fuhren mit der Truppe in Panzern mit. Die Amerikaner präsentierten später große, menschliche Geschichten, wie die Befreiung der Soldatin Meryl Lynch aus den Klauen der Iraker. Großes Kino, made in Hollywood. Was noch fehlt, dachte Stange irgendwann zynisch, sind Helmkameras für die Soldaten. Und ein Sponsor. Dann haben wir Kriegsberichterstattung auf Bundesligniveau. Pervers!

Wenn Stange Namen von Stadtteilen hörte, die er kannte, dachte er an seine Spieler, Kollegen und Freunde. Wer von ihnen wohnte dort in der Nähe, wie würden sie wohl diese Nacht verbringen? Bis zum Schluss hatten die irakischen Clubs Fußball gespielt, Ali hatte ihm das erzählt. Täglich hatte er mit seinem Assistenten telefoniert, bis die Bomben auf Bagdad fielen. Kurz vor Kriegsbeginn hatte Ali gefragt, ob Miss Stange zu sprechen sei. Ali übergab das Telefon an seine Frau, Bernd an seine. Dorle war ausgebildete Kinderkrankenschwester, und Alis Gattin machte sich Sorgen. Sie war im vierten Monat schwanger und wollte wissen, ob die Bomben, die Erschütterungen, der Lärm und der Stress schädlich sein würden für das ungeborene Baby. Bernd empfand den Krieg selbst, den er später live im Fernsehen sah, niemals so emotional wie diesen Moment. Dorle weinte am Telefon, und sagte Alis Frau, dass da keine Gefahr bestand. Sie wusste, dass das nicht stimmte.

Mit den Bombardements war die Verbindung abgebrochen. Das Telekommunikationsgebäude war eines der ersten Ziele in Bagdad, das zerstört wurde. Das Haus des Fußballverbandes auch. Das wusste Stange aber noch nicht. Der Krieg war Realität – nun lag alles, die Zukunft seiner Spieler, seine eigene, die des ganzen Landes, völlig im Ungewissen. Die Amis hatten ja Erfahrung mit Kriegen. Zwischen Grenada, das sie in ein paar Tagen erledigt hatten, und Vietnam, wo sie

nach 25 Jahren abziehen mussten, war alles möglich. Irak gegen USA, vom Ausgang dieses Spiels hing alles ab. Und davon, wie lange es dauern würde.

„Bernd“, hatte ihm Ali vor seiner Abreise aus Bagdad ein letztes Mal versichert, „wir sind nicht Afghanistan! Wir sind eines der stolzesten arabischen Völker, und wir werden niemals okkupiert werden. Niemals! Eher sterben wir alle.“

Die ersten Kriegstage schienen Ali Lügen zu strafen. Wie ein heißes Messer durch ein Stück Butter zogen die Angriffstruppen durch den Irak und nahmen eine Stadt nach der anderen ein. Basra, Falludsha, Mossul, Nasirija – alle fielen ohne nennenswerten Widerstand. Und die Wüste war sowieso kein Problem, da gab es nichts einzunehmen.

Aber Bagdad würde das Problem werden, davon war Stange überzeugt. Ein blutiger Häuserkampf über Wochen erwartete die Amerikaner da. Alle wichtigen Straßen und Kreuzungen hatten die Iraker mit Panzern gesichert, Heckenschützen lagen in Stellung, Saddams Elitegarden warteten kampfbereit. Schließlich aber sollte alles ganz anders kommen.

Im Krieg stirbt die Wahrheit noch vor den ersten Soldaten, dachte er. Kurz vor Beginn der Kampfhandlungen hatte er auf CNN einen Bericht gesehen. Die Demonstrationen der Millionen Kriegsgegner in den Wochen zuvor hatten in der Berichterstattung so gut wie keine Rolle gespielt – sie wurden einfach nicht erwähnt. Nun aber zeigte der Sender, der mit seinen live aus dem Sheraton berichtenden Reportern im ersten Golfkrieg berühmt geworden war, Bilder aus amerikanischen Städten, in denen verzweifelte Bürger versuchten, Klebeband zu kaufen. Das brauchten sie dringend, um ihre Fenster abzudichten, weil Saddam in Kürze mit seinen Massenvernichtungswaffen und sicher auch mit Giftgas die USA bombardieren würde. „Das ist unglaublich!“, hatte Stange gedacht. Er kannte die Vorbereitungen der Iraker auf den Krieg, hatte sie selbst gesehen. Gräben ausbuddeln und Sandsäcke davor, das war alles. Und in amerikanischen Supermärkten gab es kein Tape mehr.

Wer redet den Menschen so etwas ein, wer macht die so hysterisch, dass sie an einen solchen Schwachsinn glauben? Die Frage war im Medienzeitalter leicht zu beantworten. Jeder Cent für amerikanisches Klebeband war herausgeworfenes Geld in diesem Krieg, denn der Irak hatte ganz sicher keine Waffen, die Amerika in Gefahr bringen konnten. Nach dem jahrelangen Embargo und der noch längeren Diktatur kämpfte das ganze Land ums nackte Überleben. Stange hatte nicht einmal Aluminiumtore einführen dürfen, die er für seine Arbeit brauchte, weil man die Rohre für die Atomindustrie verwenden könnte. Das Volk des Irak stand am Rande des Abgrunds und konnte nie ein ernsthafter Gegner für die USA sein. Das Embargo, so richtig es politisch auch sein mochte, hatte in seiner praktischen Wirkung ohnehin völlig versagt, weil es die Falschen getroffen hatte. Nur die einfachen Menschen litten unter den fehlenden Medikamenten und Alltagsgegenständen, die offiziell nicht eingeführt werden durften. Saddam und sein Clan lebten in Palästen mit allem Luxus, den man sich vorstellen kann. Für das Leben des Diktators hatte das Embargo keine Bedeutung.

Täglich saß Stange vor dem Fernseher, so wie die ganze Welt, und verfolgte den rasanten Vormarsch der Koalition. Bagdad kam näher.

Den Informationsminister kannte Stange schon aus dem irakischen Fernsehen. Er hatte im Sheraton nur vier Sender empfangen können, und auf jedem ließ sich Saddam regelmäßig feiern. Stange fühlte sich dann immer zurückversetzt in eine Zeit, die man als DDR-Bürger eigentlich schon abgeschlossen hatte. Obschon Honecker gegen Saddam sicher ein Waisenknabe war, sowohl was die Brutalität der Diktatur betraf, als auch den Personenkult. Nun, während des Krieges, stellte sich der Minister täglich vor die westliche Presse und erzählte in blumiger Sprache Märchen aus tausendundeiner Nacht. Auch wenn der Krieg nicht einmal annähernd so lange dauern sollte.

Plötzlich, eines Morgens Ende April, sah Stange auf den Kreisverkehr. Es war fast exakt derselbe Blick wie aus seinem Hotelzimmer, die Kamera stand nur etwas weiter links, im Palastine. Saddams Statue wurde von einem amerikanischen Panzer vom Sockel gezogen, ein paar hundert Iraker feierten das, traten auf dem Bronzekopf herum, und ein GI legte dem Diktator ein Sternenbanner übers Gesicht. Der Krieg war vorbei.

Stange dachte an Alis Worte und konnte kaum glauben, was er sah. Bagdad in einer Nacht genommen? Ohne Gegenwehr, ohne Häuserkampf? Da konnte doch irgendetwas nicht stimmen. Sicher, die US-Raketen hatten die Stadt in den letzten Wochen regelrecht seziert, jedes Ministerium, öffentliche Gebäude und militärische Einrichtungen computergesteuert zerbombt. Aber dass sich Saddams Garden gar nicht wehrten? Später sollte der Trainer von Ali erfahren, dass irgendjemand in der Nacht, bevor die Amerikaner kamen, befohlen haben muss, sämtliche Panzer und Posten aus der Stadt abzuziehen. Niemand war mehr da, als die US-Armee die Metropole

einnahm, es fielen kaum Schüsse. Im Hotel Palastine starb irrtümlicherweise ein Kameramann – die Amerikaner hatten dessen geschultertes Arbeitsgerät für eine Panzerfaust gehalten und sicherheitshalber seinen Balkon beschossen. Aber sonst gab es wenig Opfer. Die irakischen Stellungen waren verlassen. Hatte der Befehlsgeber das Leben seiner Soldaten schützen wollen? Oder gar das der Amis? Wohl kaum. Irgendein anderer Plan musste dahinter stecken.

Bis jetzt hatten die Amerikaner, das musste man objektiv konstatieren, ihre Pläne gnadenlos und effizient durchgezogen. Gut, sie hatten ein paar verschiedene Begründungen gebraucht für den Krieg – Massenvernichtungswaffen, Beziehungen zu Al Qaida, die schlimme Diktatur Saddams, die beseitigt werden musste. Und schließlich wollten sie den Irak zu einem demokratischen Land machen. Jede einzelne dieser Argumentationen stand auf tönernen Füßen, da war er ganz sicher. Die Beweise über die Massenvernichtungswaffen waren gefälscht, die Unterstützung des Terrornetzwerks nicht bewiesen, neben Saddam gab es diverse anderer Diktatoren auf der Welt, deren Länder nicht bombardiert wurden, und eine Demokratie zu errichten, da waren die im Irak verhassten Amerikaner mit ihren Panzern wohl die letzten, die das schaffen würden.

Der Krieg war vorbei, der Irak okkupiert. Alis Worte fielen ihm ein. Der Krieg war noch lange nicht vorbei.

Aber sein Job als Nationaltrainer dieses Landes sicher. Er musste seine Mission als beendet ansehen. Unter den Umständen, die jetzt herrschten, war an Fußball nicht zu denken. Alles zerstört, viele Spieler vielleicht gar nicht mehr am Leben. Stange hatte resigniert. Er musste nur mit der FIFA und vor allem dem irakischen Verband eine saubere, offizielle Vertragsauflösung in die Wege leiten. Das zumindest war er seinen Freunden in Bagdad schuldig.

Das Kicker-Sportmagazin veröffentlichte am nächsten Tag eine Meldung. Aufgrund des Krieges und seiner Folgen seien die Qualifikationsspiele der irakischen Olympiamannschaft gegen Vietnam abgesagt. Vietnam ziehe kampflös in die nächste Runde ein. Die Politik verhinderte die Olympiateilnahme seiner Jungs! Das kannte Stange. Voller Wut, und damit auch voller Energie rief er Mohammed Hamida an. Die Resignation war verschwunden, schließlich war er immer noch Trainer des Irak. Und so einfach würde man es den anderen nicht machen.

„Ich muss morgen weg, Dorle“, sagte Stange am Abend zu seiner Frau. „Ich fliege nach Dubai zu Mohamed. Wir holen den Irak zurück.“

X „Wir leben noch!“

Dubai, Jena, Amman, Mai/Juni 2003 – Der Irak steckt tief im Nachkriegschaos. Nachdem die Amerikaner den Plünderungen tatenlos zusahen, ist das öffentliche Leben komplett zerstört. Das betrifft auch den Irakischen Fußballverband. Dessen Haus wurde ausgebombt, und die Fußballfunktionäre haben, nachdem auch die Gebäude der Clubs komplett geplündert wurden, keine Computer, Telefone oder Faxgeräte zur Verfügung. Sie können nicht einmal Briefe verschicken, weil es keine Post mehr gibt. Während die Verbandsmitarbeiter in Bagdad zur Untätigkeit verurteilt sind, arbeitet ihr deutscher Trainer an der Wiederaufnahme des Irak in den internationalen Spielbetrieb.

Dieser Augenblick war der beste seit Wochen! Die Blitzlichter der Fotografen erhellten den Raum, die Fernsehkameras waren aufgebaut, und gleich würde er den unglaublichen Erfolg der Weltöffentlichkeit verkünden. Das war fast noch schöner, als ein Spiel zu gewinnen. Nach der Pressekonferenz in Dubai, die sein Freund Mohamed Hamida organisiert hatte, stand noch ein besonderes Interview auf dem Plan. Al Dhasira, das CNN des Mittleren Ostens, der arabische Fernsehsender, der sich durch die exklusiven Videobotschaften von Osama bin Laden und Saddam Hussein einen weltweiten Namen gemacht hatte, wollte ein Interview mit ihm führen, das auch im Irak gesendet werden sollte. Telefonieren konnte er mit seinen Freunden dort immer noch nicht, also würden sie es alle aus dem Fernsehen erfahren! Er hatte es geschafft. Es war die erste gute Nachricht nach dem Krieg.

Mohamed Hamida saß neben ihm und erzählte den Presseleuten die Details. Der Ausschluss des Irakischen Fußballverbandes für die Qualifikation zu den Olympischen Spielen 2004 in Athen war zurückgenommen worden. Die Spiele gegen Vietnam seien auf einen unbestimmten Zeitpunkt verlegt. Man danke der Asiatischen Fußballkonföderation für ihre Hilfe, der FIFA, dem Verband der Vereinigten Arabischen Emirate usw.

Und ich danke dir, Mohamed, dachte Stange. Ohne ihn und seine Kontakte hätte er das nie schaffen können. Als er ihn empört angerufen hatte aus Jena, den Kicker mit der unheilvollen Meldung in der Hand, war Mohamed, wie immer, ein Freund gewesen. „Komm nach Dubai, Bernd“, sagte er. „Ich kann dir nichts versprechen, aber wir werden alles tun, um das zu verändern.“

Als Stange in Dubai landete, hatte Mohamed schon die ersten Kontakte geknüpft. Der Verband der Emirate, ein wohlhabendes und damit wichtiges Mitglied der asiatischen Konföderation, war auf Linie gebracht. Beim Präsidenten des Kontinentalverbandes, Dr. Hamad, hatten sie gute Karten, weil ihre Argumente stark waren. Asien litt in dieser Zeit unter dem damals noch völlig unbekanntem Phänomen SARS, der Lungenkrankheit, die Hunderte hinwegraffte und alle Welt davon abhielt, in die betroffenen Gebiete zu reisen. Die Lufthansa hatte ihre Flüge in die gefährdeten Regionen komplett gestrichen. Auch der Asiatische Fußballverband und die FIFA konnten an dieser real existierenden Gefahr für Leib und Leben natürlich nicht vorbeigehen. Die Frauenfußball-WM in China wurde abgesagt und in die USA verlegt. In ganz China, in Hongkong, Singapur und Taiwan konnten keine Fußballspiele stattfinden. Obwohl es pietätlos klingt, war es doch so: die Katastrophe SARS war die Rettung des irakischen Fußballs. Wenn in diesen Regionen, in denen aufgrund der Krankheit Lebensgefahr besteht, nicht gespielt werden kann, diese Mannschaften aber alle in der Qualifikation bleiben, auswärts spielen dürfen und eine faire Chance bekommen, sich für Olympia zu qualifizieren – warum bekommen wir diese Chance dann nicht auch? Stanges Argument war schwer zu widerlegen, und schließlich willigte die FIFA ein. Die Spiele gegen Vietnam (ausgerechnet Vietnam, dachte Stange, als ob das jemand in Hollywood erfunden hätte) würden zu einem Zeitpunkt stattfinden, der noch festgelegt werden müsse. Der Irak könne zwar keine Heimspiele ausrichten, niemandem sei es zuzumuten, nach Bagdad zu reisen, aber die Chance der Olympiaqualifikation werde dem Land eingeräumt.

Stange wurde von vielen Journalisten auf dieser Pressekonferenz in Dubai gefragt, was diese Entscheidung für seine Spieler bedeute, für die Nation, für ihn persönlich, da ihn doch ein ganz besonderes Schicksal mit Olympia verbinde. Und Stange erzählte von den Spielen gegen Polen, von Dirk Stahmann und René Müller, von dem traumatischen Erlebnis, am Ende dieser dramatischen Qualifikation gewonnen zu haben, im siebten Himmel zu schweben, um sich kurz darauf in der

Hölle wiederzufinden. Die meisten der Journalisten in Dubai kannten René Müller nicht, aber als Stange die Heimfahrt im Barkas geschildert hatte, wussten alle, was es für einen Fußballer bedeutete, wenn ihm diese Chance von Politikern genommen wurde.

Vielleicht würde er ja auch diesmal, mit dem Irak, nicht zu Olympia fahren. Dann wäre irgendwie auch die Politik Schuld, weil man sich nach dem Krieg natürlich nicht unter normalen Bedingungen vorbereiten konnte. Aber zumindest waren sie noch im Spiel. Nicht suspendiert! Sie hatten die Möglichkeit, und aus eigener Kraft konnten sie es schaffen.

„Es war großartig, Dorle!“, sagte er seiner Frau, kaum dass er die Reisetasche im Flur des Hauses in Jena einfach fallengelassen hatte. „Wir kommen zurück! Wir leben noch!“ Dorle wusste nicht recht, ob sie sich mitfreuen sollte. Es schien völlig klar, dass jetzt niemand, in dieser Situation, nach Bagdad gehen würde. Aber bei ihrem Mann war sie sich nicht so sicher.

Es dauerte auch nur einen Tag, nachdem das Interview mit der frohen Botschaft in Bagdad gesendet worden war, und Stanges Telefon in Jena klingelte. Hussein Said war dran. „Bernd, wir wollen neu anfangen! Mit dir. Kommst du zurück?“

Stange hatte einen guten Bekannten im Auswärtigen Amt. Dessen Antwort auf seine Anfrage war ernüchternd. Auf keinen Fall könne er jetzt in den Irak zurückgehen! Absolutes Sperrgebiet, der gefährlichste Ort der Welt.

Hussein Said akzeptierte die Schlüsse, die der Deutsche aus den Informationen seines Amtes gezogen hatte. Sie verabredeten ein Treffen in Amman. Jordanien, sicherer Boden.

Doch im Irak lief offenbar dasselbe ab, was man 50 Jahre zuvor in Deutschland „Entnazifizierung“ genannt hatte. Stanges Telefon in Jena klingelte, und Ahmed Rhadi meldete sich. Auch eine Legende des irakischen Fußballs, einer der wenigen Spieler, der bei der einzigen WM-Teilnahme 1986 dabei war. Rhadi, den Stange bisher nur als Trainer des Zawra-Clubs kannte, sagte ihm, dass nunmehr er der einzig von den Amerikanern bevollmächtigte Präsident des Verbandes sei. Hussein Said hätte man aufgrund seiner Kontakte zu Saddams Baath-Partei im Rahmen der Säuberungsaktionen entlassen. „Ich bin der neue Präsident, Bernd, und ich möchte, dass du als Trainer weiter machst. Können wir uns in Amman treffen, um alles zu besprechen?“

„Ahmed, ich habe bisher immer mit Hussein Said verhandelt. Das ist jetzt gerade ziemlich verwirrend für mich.“

Stange rief Hussein Said an und fragte ihn, wer denn nun Präsident des Verbandes sei. Said war es, seiner Meinung nach, immer noch. „Kein Problem, Bernd. Triff dich mit Ahmed Rhadi in Amman. Ich komme auch hin.“

Als Stange den Flug buchte, war er froh, dass Mohamed Hamida ihm zugesagt hatte, auch dort zu sein. Ihn würde er dringend brauchen. Kein Mensch blickte da mehr durch, was bei den Irakern gerade passierte.

In Amman, Anfang Mai, erwarteten ihn Mohamed und Ahmed Rhadi. Hussein Said war nicht da. Stange besprach mit dem vermeintlich neuen Präsidenten stundenlang seine Konzepte für den Neuaufbau des irakischen Fußballs. Nach drei Tagen war Ahmed Rhadi sehr beeindruckt, gab Bernd Stange die Hand und versicherte ihm, dass der Neubeginn nur mit einem Trainer wie ihm möglich sei. Zugleich bat er noch um 250 Dollar für die Taxifahrt nach Bagdad und um Begleichung der Hotelkosten. Stange zog seine Kreditkarte.

Irgendjemand in Bagdad musste die Amerikaner jedoch überzeugt haben, dass man auf einen wie Hussein Said nicht verzichten konnte, wollte man die Strukturen neu aufbauen. Der Mann war Mitglied der FIFA, der Exekutive des Asiatischen Verbandes, er hatte alle Zügel in der Hand, und er war eine große Persönlichkeit im irakischen Fußball.

Als in Jena wieder das Telefon klingelte, war Hussein Said dran. Er sagte: „Bernd, ich bin noch immer Präsident des Verbandes. Jetzt geht es los! Wir fangen neu an. Bist du dabei, Bernd?“

Stange überlegte kurz. Im Prinzip war es egal, wer Präsident war. Er hatte offensichtlich die Rückendeckung von beiden. „Ja“, sagte er, „ich komme zurück.“

Das Auswärtige Amt warnte vor der Reise nach Bagdad. Das Land sei noch immer unsicher, die deutsche Botschaft, nach dem Krieg bis auf die letzten Steckdosen ausgeplündert, sei gerade erst wieder dabei, ihre Arbeit aufzunehmen. Aber auf eigene Verantwortung könne Stange in den Irak reisen.

In Amman erwarteten den Deutschen Dr. Shamil vom irakischen Fußballverband und ein bewaffneter Begleiter. Hussein Said hatte die beiden geschickt, um Stange sicher nach Bagdad zu bringen. Aber wer war schon sicher zu dieser Zeit, in diesem Teil der Welt, auf der Fahrt von Amman in die irakische Metropole?

Flüge in den Irak sind nach dem Krieg nicht möglich. Keine zivile Linie steuert Bagdad an, der

Flug-hafen ist von den Amerikanern gesperrt. Die einzige Möglichkeit, die Hauptstadt zu erreichen, ist die etwa 14 Stunden dauernde Autofahrt mit einem Jeep von Amman aus. Nach vier Stunden erreicht man die jordanisch-irakische Grenze. Einheimische Zöllner kontrollieren dort ebenso scharf wie amerika-nisches Militär. Wenn man nach zwei, drei oder vier Stunden die Sicherungsanlagen passiert hat, geht die Fahrt vorbei an Flüchtlingslagern und an einer Tankstelle, der letzten für lange Zeit. Danach führt die Autobahn 450 Kilometer durch unbewohntes Wüstengebiet. Eine gesetzlose Gegend – weder Amerikaner noch Briten sind hier, im Nichts, stationiert. Aber marodierende Banden gibt es in der Wüste. Wer auf dem Landweg von Amman nach Bagdad fährt, ist entweder Geschäftsmann oder Jour-nalist. Und in jedem Falle muss der Reisende sein gesamtes Bargeld cash im Wagen haben, denn im Irak gibt es keine Banken mehr, keine Geldautomaten, keine Zahlungsmöglichkeiten mit Kreditkarte. Die Jeeps sind in der flachen Wüstenlandschaft schon am Horizont zu erkennen – Ziele, die auf der Autobahn wie auf einem Präsentierteller daherkommen. Stange fühlte Lebensangst während dieser Fahrt. Er hatte einige Geschichten von Überfällen der „Ali Babas“, wie die Gangster im Irak genannt werden, gehört und fragte sich, worauf er sich da eingelassen hatte, warum er ohne Not sein Leben in Gefahr brachte. Doch zum Umkehren war es zu spät. Man würde Bagdad jetzt lebend erreichen, oder eben nicht. Stange dachte an seine Familie, seine Frau, seine Söhne, seine Mutter. Er war nicht sicher, ob er sie wiedersehen würde. Und seine Familie dachte an ihn.